

## Annegret Schüle

„Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“  
Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus  
Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB  
Leipziger Baumwollspinnerei (2003)

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.903>

Reprint von:

Annegret Schüle, „Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“. Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei, in: Jan C. Behrends, Thomas Lindenberger, Patrice G. Poutrus, Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Metropol Verlag Berlin 2003, S. 309-324

ISBN 3-936411-01-08

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2015 Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g. Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <[redaktion@zeitgeschichte-digital.de](mailto:redaktion@zeitgeschichte-digital.de)>



Zitationshinweis:

Annegret Schüle, „Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“ Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei (2003), Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.903>

Ursprünglich erschienen als: Annegret Schüle, „Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“ Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei, in: Jan C. Behrends, Thomas Lindenberger, Patrice G. Poutrus, Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Metropol Verlag Berlin 2003, S. 309-324

# **Fremde und Fremd-Sein in der DDR**

**Zu historischen Ursachen  
der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland**

**Herausgegeben von**

**JAN C. BEHRENDTS**

**THOMAS LINDENBERGER**

**PATRICE G. POUTRUS**

**METROPOL**

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme:

**Fremde und Fremdsein in der DDR : zu historischen Ursachen  
der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland / Jan C. Behrends ; Thomas**

**Lindenberger ; Patrice G. Poutrus (Hrsg.)**

– Berlin : Metropol 2003

ISBN 3-936411-01-8

ZZF 14964

**Zentrum für  
Zeithistorische Forschung e.V.  
Bibliothek**

© 2003 Metropol Verlag

Kurfürstenstr. 135

D-10785 Berlin

[www.metropol-verlag.de](http://www.metropol-verlag.de)

Druck: Fuldaer Verlagsagentur

## Inhalt

JAN C. BEHRENDTS · THOMAS LINDENBERGER · PATRICE G. POUTRUS

Fremde und Fremd-Sein in der DDR

Zur Einführung ..... 9

JÜRGEN DANYEL

Spätfolgen? Der ostdeutsche Rechtsextremismus als Hypothek  
der DDR-Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur.....

23

### Staatssozialismus als Fremdherrschaft

GÁBOR T. RITTERSPORN

Fremde in einer Gesellschaft der Fremden:

Das sowjetische Beispiel ..... 43

OLIVER VON WROCHEM

Die sowjetischen „Besatzer“

Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung..... 57

JAN C. BEHRENDTS

Sowjetische „Freunde“ und fremde „Russen“

Deutsch-Sowjetische Freundschaft

zwischen Ideologie und Alltag (1949–1990) ..... 75

### Gesamtdeutsche Dimensionen

CHRISTOPH CLASSEN

Fremdheit gegenüber der eigenen Geschichte

Zum öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus

in beiden deutschen Staaten ..... 101

**INA DIETZSCH**

- Deutsch-Sein in einem geteilten Land  
Das Problem kultureller Zugehörigkeiten ..... 127

**NICOLE HIRSCHLER-HORÁKOVÁ**

- Deutsche aus der Sowjetunion in der Bundesrepublik und der DDR  
Aspekte des Vertretungsanspruches in den 1950er Jahren ..... 141

**Soziale Ausgrenzung in der DDR**

**HEIKE VAN HOORN**

- Zwischen allen Stühlen  
Die schwierige Stellung sudetendeutscher Antifa-Umsiedler  
in den ersten Jahren der SBZ/DDR ..... 159

**THOMAS LINDENBERGER**

- Das Fremde im Eigenen des Staatssozialismus  
Klassendiskurs und Exklusion am Beispiel der Konstruktion  
des „asozialen Verhaltens“ ..... 179

**ELFIE REMBOLD**

- „Dem Eindringen westlicher Dekadenz ist entgegenzuwirken.“  
Jugend und die Kultur des Feindes in der DDR ..... 193

**JOAN HACKELING**

- Das „Fremde“ im Spannungsfeld  
zwischen Herrschaft und gesellschaftlicher Praxis:  
Das Beispiel Rostock 1978–1989 ..... 215

**Ausländer in der DDR**

**PATRICE G. POUTRUS**

- Mit strengem Blick  
Die sogenannten Polit. Emigranten in den Berichten des MfS ..... 231

**UTA RÜCHEL**

- Zwischen Paternalismus und Solidarität:  
das SWAPO-Kinderheim in Bellin ..... 251

**DENNIS KUCK**

- „Für den sozialistischen Aufbau ihrer Heimat“?  
Ausländische Vertragsarbeitskräfte in der DDR..... 271

**RITA RÖHR**

- Ideologie, Planwirtschaft und Akzeptanz  
Die Beschäftigung polnischer Arbeitskräfte in Betrieben  
des Bezirkes Frankfurt/Oder ..... 283

**ANNEGRET SCHÜLE**

- „Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“  
Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika  
und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei ..... 309

**Anhang**

**JAN C. BEHRENDTS · DENNIS KUCK · PATRICE G. POUTRUS**

- Thesenpapier: Historische Ursachen der Fremdenfeindlichkeit  
in den Neuen Bundesländern ..... 327

- Abkürzungsverzeichnis ..... 334

**CHRISTOPH KALTER · MARCEL STRENG**

- Bibliographie „Fremde und Fremdsein in der DDR“ ..... 339

- Die Autorinnen und Autoren ..... 373

ANNEGRET SCHÜLE

## „Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“

Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei<sup>1</sup>

Sucht man nach Kontinuitätslinien, die sich von der vergleichsweise höheren Fremdenfeindlichkeit im heutigen Osten Deutschlands in die DDR zurückverfolgen lassen, so ist der Umgang mit Fremden vor 1989 eine naheliegende Forschungsfrage. Damit werden Vertragsarbeitnehmer und ihre Wahrnehmung durch die deutsche Bevölkerung zu einem unverzichtbaren Untersuchungsfeld. Da insgesamt nur ein Prozent Ausländerinnen und Ausländer in der DDR lebten<sup>2</sup> und die Reisemöglichkeiten der DDR-Bürger nach dem Mauerbau massiv beschränkt waren, fehlten im DDR-Alltag Kontaktmöglichkeiten mit Menschen fremder Länder weitgehend. Hinsichtlich der Vertragsarbeitskräfte, in den letzten Jahren der DDR die zweitgrößte Gruppe von Ausländern,<sup>3</sup> galt das nicht, waren sie doch oftmals in die deutschen Arbeitsbrigaden integriert. Dort teilten Deutsche und Ausländer den Arbeitsplatz, die Normvorgaben, die Schichtpausen und – vielleicht nicht immer – auch die Aktivitäten im Brigadelieben. Diese bevorzugte Gelegenheit für eine persönliche Begegnung von Deutschen und Ausländern wiegt für die Forschung um so mehr, als die kasernierte Unterbringung, von der im Beitrag von Dennis Kuck in diesem Band die Rede ist, die Vertragsarbeitnehmer ansonsten von der Bevölkerung isolierte und damit den privaten und unkontrollierten Kontakt zwischen Deutschen und Ausländern außerhalb der Betriebe enorm erschwerte.

1 Für die kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich Rainer Gries, Leipzig.

2 Unter den Ausländern waren fast die Hälfte Arbeiter aus bilateralen Verträgen. Sandra Gruner-Domić, Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in die DDR. Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961–1989), in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK) 32 (1996) 2, S. 204–230, hier S. 228. Zum Vergleich mit Westdeutschland: 1999 lebten in der gesamten Bundesrepublik 9 % Ausländer, in den neuen Bundesländern lag ihr Anteil unter 2 %. Leipziger Volkszeitung v. 26. 10. 1999.

3 Die größte Gruppe waren die sowjetischen Soldaten.

Die Brigade in der DDR war weit mehr als ein Arbeitszusammenhang. Sie fungierte als Betriebsfamilie, in der man meist lange Zeit zusammenarbeitete, sich persönlich gut kannte, private Sorgen abklud<sup>4</sup> und Tauschgeschäfte tätigte. Wurde die Integration der Vertragsarbeitnehmer als weitere politische Zumutung – wie etwa manche Vorgaben des sozialistischen Wettbewerbs – verstanden und mit Distanz beantwortet, oder wurden die Ausländer in diese familiarisierte Gruppe aufgenommen? Die folgende Darstellung der Wahrnehmung der ausländischen Kollegen durch deutsche Belegschaftsangehörige ist ein kleiner Ausschnitt aus einer Untersuchung über Arbeitserfahrungen Leipziger Baumwollspinnerinnen.<sup>5</sup> Kontakte zwischen Deutschen und Ausländern werden hier nur aus der Sicht von Deutschen erinnert. Eine systematische struktur- und erfahrungsgeschichtliche Erforschung des Arbeitseinsatzes von Ausländern in der DDR müßte selbstverständlich Erinnerungsinterviews ausländischer Vertragsarbeiter mit einbeziehen. Eine solche Untersuchung müßte ausloten, wie Deutsche und Ausländer an der gesellschaftlichen Basis agierten, jeweils eigensinnig<sup>6</sup> herrschaftliche Vorgaben umsetzten, umdeuteten, umgingen oder zurückwiesen. Sie hätte die Aufgabe, Herrschaftsdiskurs und -praktiken der Vertragsarbeit von den 60er Jahren bis zum Masseneinsatz von Ausländern Ende der 80er Jahre nachzuzeichnen. Am Versuch der Durchherrsung der Lebenspraxis der ausländischen Vertragsarbeitskräfte sowie ihrer Kontakte zu Deutschen waren neben DDR-Organen (Betriebsleitung, Rat des Bezirkes, SED- und FDGB-Funktionäre, MfS, Heimleitung etc.) auch die Botschaft des Entsendelandes, der dortige Geheimdienst, die ausländischen Gruppenleiter und Übersetzer beteiligt, so daß ein vielfältiges und mitunter widersprüchliches Feld von Herrschaftsbeziehungen zu untersuchen wäre.<sup>7</sup>

Der Einsatz ausländischer Arbeiterinnen und Arbeiter in der DDR-Industrie begann Anfang der 60er Jahre.<sup>8</sup> Lag die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte in der gesamten DDR bis 1978 unter 20 000, so stieg sie vor allem in der zweiten Hälfte der 80er Jahre in schnellem Tempo an, von rund 29 000 im Jahre 1984 auf 93 568 im Jahre 1989. Weit über die Hälfte von ihnen kamen aus Vietnam.<sup>9</sup> Im VEB Leipziger Baumwollspinnerei, meinem Untersuchungsbetrieb, begann der Einsatz ausländischer Ar-

4 Vermutlich ist hier ein geschlechtsspezifischer Unterschied festzustellen. Eine Verzahnung von Privatleben und Arbeitsumfeld ist in stärkerem Maße bei Frauen als bei Männern zu beobachten. Vgl. meine Untersuchung zu den Arbeitserfahrungen Leipziger Baumwollspinnerinnen (S. Anm. 5).

5 Veröffentlicht als: Annegret Schüle, „Die Spinne“. Die Erfahrungsgeschichte weiblicher Industriearbeit im VEB Leipziger Baumwollspinnerei. Leipzig 2001.

6 Ich orientiere mich hier am Konzept vom „Eigen-Sinn“ nach Alf Lüdtkke, *Geschichte und Eigensinn*, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 139–153.

7 Zum Herrschaftsverhältnis als „Kräftefeld“ s. Alf Lüdtkke, *Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis*, in: ders. (Hrsg.), *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991, S. 9–63, hier S. 13.

8 Gruner-Domić, *Geschichte der Arbeitskräftemigration*, S. 205.

9 Ebenda, S. 219, 227.

beitskräfte erst Ende der 70er Jahre. In der Spinnerei, der größten der vier Produktionsstätten, machten ausländische Arbeitskräfte nach Angaben der Produktionsstättenleiterin zuletzt 25 Prozent der Belegschaft aus und waren eine wesentliche Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Produktion: „Also wir hätten ohne die ausländischen Arbeitskräfte gar nicht existieren können“, so die Produktionsstättenleiterin.<sup>10</sup> Der Zusammenhang zwischen der geringen Attraktivität des Spinnerinnenberufs und dem Einsatz von ausländischen Vertragsarbeitern ist offensichtlich. In den 70er und 80er Jahren nahm die Fluktuation vor allem unter den jüngeren Beschäftigten in der Baumwollspinnerei zu. Offensichtlich war diese Entwicklung typisch für die gesamte Leichtindustrie, da dort, so Gruner-Domić, ein erheblicher Rückgang der DDR-Beschäftigten zu verzeichnen war, dem mit ausländischen Arbeitskräften abgeholfen werden sollte. Dementsprechend arbeitete in der Leichtindustrie mit einem Drittel der Gesamtzahl der größte Anteil der Arbeitskräfte aus dem Ausland.<sup>11</sup> In den 80er Jahren verrichteten Ausländer also die Tätigkeiten in der DDR-Industrie, die Deutsche zunehmend nicht mehr ausüben wollten. Auf den ungeliebten Arbeitsplätzen, wie z. B. in der Leipziger Baumwollspinnerei, waren sie in einem ungleich höheren Maße vertreten als in der Gesamtbevölkerung.

Ihre Erfahrungen mit Belegschaftsmitgliedern aus dem Ausland beschreibt die Leiterin der Produktionsstätte Spinnerei folgendermaßen:

„Die ersten ausländischen Arbeitskräfte [...] waren Mosambikaner. Und dann kamen Angolaner und zuletzt Vietnamesen. Da waren aber dann die Mosambikaner fast alle schon weg. [...] Wir haben ja richtig Berufsausbildung gemacht. Die haben bei uns ja einen Facharbeiterbrief abgeschlossen, alle, das heißt, bis auf die, die zwischendurch nach Hause geschickt wurden. Dort, wo also Vergehen, Disziplinarvergehen, wir hatten auch ein paar mit [...] Schlägereien, und [...] auch eine Gerichtsache. Die wurden ja dann also gleich nach Hause geschickt. Und ein Teil hat sich nicht ganz so benommen, wie wir das erwartet haben. Sie kamen ja nun auch aus Ländern, die eben diese europäische Disziplin nicht kannten. Es war ja auch nicht einfach. Waren junge Menschen, von zu Hause weg, aus dem Busch zum Teil gerade bei den Mosambikanern am Anfang. Und da hat ein Teil der jungen Männer, ist eben dann auch einmal ausgeflippt, das hat es gegeben, ne.“

*Interviewerin:* „Was muß man sich denn darunter vorstellen, ausgeflippt?“

*Frau Kirchner:* „Naja, die haben eben mit den Sachen rumgeschmissen und [...] [sind] auch den Frauen [...] manchmal bissel zu nahe gekommen. [...] Und einige mußten

<sup>10</sup> Interview mit Hilde Kirchner, 13. 7. 1996, Transkript 2 a, S. 9. Die Eigennamen der InterviewpartnerInnen wurden anonymisiert.

<sup>11</sup> Gruner-Domić, Geschichte der Arbeitskräftemigration, S. 219, 230. 30 % aller Ausländer/innen, die 1989 in der DDR lebten, waren (meist junge) Frauen. Sonja Menning, Zur Situation von Ausländern und Ausländerinnen im Osten Deutschlands vor und nach der Wende, in: Marianne Assenmacher (Hrsg.), Probleme der Einheit. Bd. 4: Frauen am Arbeitsmarkt, Marburg 1991, S. 73–79, hier S. 73 f.

wir auch nach Hause schicken. Wo eben dann, och mit der Dolmetscherbeeinflussung, [...] nichts half. Bei einigen setzte auch Bummelei ein, ne. Also am besten und diszipliniertesten waren die Vietnamesen, [...] die waren auch vom Fleiß her, also da [gab es] keine Probleme. Und die waren auch bis zuletzt im Betrieb. Und von Mosambikanern hatten wir [einen], der hat dann eine Deutsche geheirater, unser Fernando, der ist jetzt noch da. Der ist jetzt unter die Bauarbeiter geraten. Ist hier verheirater. Also wir hätten ohne die ausländischen Arbeitskräfte gar nicht existieren können.“<sup>12</sup>

In der Darstellung der Produktionsstättenleiterin wird eine Sichtweise manifest, die ausländisch mit schwierig assoziiert. Sie kommt in ihrer Darstellung schnell auf Disziplinprobleme zu sprechen, wobei sie innerhalb der Gruppe der Vertragsarbeitskräfte differenziert: Die ersten, die Mosambikaner, offensichtlich vor allem die Männer, waren für sie am problematischsten. Kern der Kritik ist, daß sie den deutschen Vorstellungen nicht entsprechen: „[...] ein Teil hat sich nicht ganz so benommen, wie wir das erwartet haben.“ Als Ursache wird eine unerwünschte kulturelle Differenz angenommen: „Sie kamen ja nun auch aus Ländern, die eben diese europäische Disziplin nicht kannten.“ Am Beispiel der „Bummelei“, das die Produktionsstättenleiterin erwähnt, läßt sich allerdings zeigen, daß sich die betriebliche Reaktion auf vergleichbares Verhalten von deutschen und ausländischen Arbeitskräften stark unterschied. Kurz zuvor berichtet die Vorgesetzte im Interview davon, daß sie in ihrer 22jährigen Leitungstätigkeit „ein- oder zweimal [...] jemanden fristlos entlassen“ hat. Der Grund für diese Kündigung einer deutschen Arbeitskraft war „Dauerbummelei. Die war ein halbes Jahr nicht da“. In der Regel geschah allerdings nichts, wenn deutsche Arbeiter nicht zur Arbeit erschienen. „[...] wir haben [es] eben versucht mit Überzeugung. Reden. Wir haben uns manchmal den Mund rüsselig geredet. Reden war unser Hauptargument oder Hauptidee“, beschreibt die Leiterin ihre Ohnmacht angesichts der weit verbreiteten Fehlschichten vor allem bei jüngeren deutschen Arbeiterinnen.<sup>13</sup> Hatten die deutschen Arbeitskräfte in der DDR eine relativ starke Position, die Widerständigkeit und Verweigerung zuließ und auch als „negative Macht“<sup>14</sup> bezeichnet wird, so waren die ausländischen Arbeitskräfte weitgehend rechtlos. Diese Unterschiede im Maßstab prägen offensichtlich unreflektiert die Erinnerung der deutschen Vorgesetzten.

Die Verbindung zwischen ausländisch und schwierig stellt auch eine Meisterin im Interview her. Das Thema der ausländischen Brigademitglieder wird von ihr selbst eingeführt, als es um die Darstellung von Konfliktpotential in ihrer Brigade geht:

12 Interview mit Hilde Kirchner, 13. 7. 1996, Transkript 2 a, S. 8 f.

13 Ebenda, S. 7.

14 „Die informelle Interessenvertretung (der Arbeiter; A. S.) war keineswegs schwach, aber ihre Stärke war passiv, sie verfügte lediglich über negative Macht, also Schlendrian, Leistungszurückhaltung und so weiter.“ Werner Schmidt, *Betriebliche Sozialordnung und ostdeutsches Arbeitnehmerbewußtsein im Prozeß der Transformation*, München/Mering 1996, S. 149.

„[...] wir hatten auch die Ausländer mit in den Brigaden und auch mit den Ausländern haben wir Probleme gehabt. Also es ist nicht ganz so spurlos vorbeigegangen. Die sind zwar integriert worden, aber die Ausländer waren das Arbeiten nicht gewöhnt. Das heißt, gewöhnt schon, aber nicht in der Länge und der Intensität hintereinander weg, so muß man dazu sagen. Man muß ja dann nachher sehen, wie haben sie gelebt vorher und da sind wirklich welche halb, so kann man sagen, aus dem Busch gekommen, die haben nicht gewußt, wo sie das Toilettenpapier hinschmeißen wollen. So, aber, wenn man das denen nun nie erklärt und dann bloß immer rummeckert, warum die Toiletten so schlecht aussehen und nicht auf Forschungssuche geht, warum machen die das so, warum wissen die das nicht, na dann kann ich mich auch nicht drüber aufregen.“<sup>15</sup>

Das Problem kam, wie die Meisterin weiter erzählt, in der „kleinen Kaffeepause“ der Brigade auf den Tisch, und man beschloß Folgendes:

„Wo wir dann nachher auch gesagt haben, wir müssen denen helfen. Ich meine, das klingt zwar blöde, aber wir haben wirklich dann nachher, [...] man kennt ja nachher seine Frauen, da habe ich gesagt, jetzt gehst du mit der mit [...] auf die Toilette, jetzt zeigst du der das mal. So und da waren dann nachher die Ursachen nicht mehr da. Und ich meine, je wohler sie sich dann nachher in den Kollektiven wieder gefühlt haben, je weniger Probleme hatte ich auch mit dem Arbeiten. [...] Nach den Mosambikanern haben wir ja auch Angolaner gehabt, und wenn das dann nachher immer hieß, der fehlt schon wieder, die machten genauso Fehlschichten und so, na ja und ich dann sagte, ich weiß nicht, bei mir fehlt keiner. Ich sage, was ihr nur immer auf den rummeckert. Das konnten die nachher immer nicht verstehen.“<sup>16</sup>

Meisterkolleginnen hätten, so führt sie weiter aus, sie sogar für ihr Verständnis gegenüber den ausländischen Arbeitskräften „angegriffen“. Sie präsentiert sich als eine Vorgesetzte, die die schwierigen Fälle, an denen andere scheiterten, meisterte, und die auf die Probleme individuell einging und so angemessene Lösungen fand. Ihre Abteilungsleiterin wußte um ihre Qualitäten und schickte die „Problemfälle“ zu ihr.

Im Interview kommt diese Meisterin von sich aus auf das Thema der sexuellen Belästigung, als sie von den ausländischen Arbeitskräften erzählt. Auf meine Verständnisfrage, ob es denn reine Ausländerbrigaden gegeben habe, antwortet sie:

„Nein, es gab keine reinen Ausländerbrigaden. Ich hatte ein, zwei, dreie, manchmal sogar viere. Ich war nachher so immer, wenn es Problemfälle gab, die kamen zu mir und mit einmal waren das nachher keine Problemfälle mehr, ich weiß auch nicht. [...] Bei den Mosambikanern [...], da hatten wir den Anfang, gab es da echt Probleme. Zum Beispiel, die waren hinter den Frauen sehr scharf her. [...] Das gibt es ja jetzt nach wie vor, das Grapschen, Tatschen, und ich muß sagen, wenn man dann nachher noch so ein junger Meister ist und ich meine, irgendwie verleitet es dann

15 Interview mit Waltraud und Vera Ritter, 24. 8. 1996, Transkript 2 a, S. 24.

16 Ebenda, S. 24 f.

doch und da muß man dann nachher doch ganz schön, mußte ich dann scharf reagieren. Das hat der nur einmal gemacht und dann war das vergessen.“

Auf meine Nachfrage: „Bei Ihnen jetzt hat der das gemacht?“ antwortet sie: „Ja, genau.“<sup>17</sup>

Diese Erzählung enthält verschiedene Botschaften. Da ist die sexuelle Belästigung durch mosambikanische Arbeiter, damit verbunden aber auch die Erfahrung ihrer jugendlichen Anziehung auf Männer („irgendwie verleitet es dann doch“), ihre pädagogische Kompetenz („wenn es Problemfälle gab, die kamen zu mir“) sowie die Würde und die Pflichten ihrer Vorgesetztenposition („mußte ich dann scharf reagieren“). Ihre Ambivalenz kommt vielleicht am besten in der doppelten Nutzung des Wortes „scharf“ zum Ausdruck. Beim Verhalten der Männer steht es für Geilheit, bei ihrem Verhalten für Härte. Offensichtlich fühlte sie sich nicht bedroht, möglicherweise sogar geschmeichelt. Auf jeden Fall ist sie sich ihrer Verantwortung als Meisterin bewußt. Sie weist den sexuellen Übergriff als Vorgesetzte zurück und setzt damit Maßstäbe.

*Die Meisterin:* „Es waren ja dann auch allerhand junge Mädchen bei mir in der Brigade. Ich meine, es hat immer Versuche gegeben, die wurden aber dann mit allen zusammen geklärt und dadurch haben die sich so blamiert gefühlt, daß die gar nicht mehr auf die Idee kamen, mit irgendwelchen Mädchen dort anzufangen, wenn sie nicht wirklich irgendwelche Absichten hatten, die da seriös waren. Also ich muß auch sagen, es hat dann nachher auch Verbindungen gegeben, [...] daß dann nachher echte Tränen geflossen sind, wo welche wieder nach Hause mußten. Es hat auch Muttis gegeben, wo die Kinder dann nachher da waren, also wo sie Mutti geworden sind, aber es hat nicht irgendwie den Krieg so untereinander (gegeben: A. S.), wie er manchmal jetzt so ausufert.“<sup>18</sup>

Wie der letzte Halbsatz zeigt, hat diese Erzählung auch die Funktion, die Verhältnisse von damals gegen das Heute abzusetzen. Eigentlich kann die Meisterin mit dem „Krieg so untereinander, wie er manchmal jetzt so ausufert“ nur rassistische Gewalt meinen. Dann wäre die Logik ihrer Aussage im Kontext des Interviews, daß die Konflikte heute durch das Verhalten ausländischer Männer mit verursacht werden. Aus ihrer Sicht wurde zu DDR-Zeiten mit derartigen Problemen anders umgegangen. Sie selbst hat mit dafür gesorgt, daß eine Auseinandersetzung – in ihrer Geschichte aufgrund sexueller Belästigung – nicht eskalierte, sondern befriedet wurde. Ihre Erziehung war erfolgreich. Nur noch bei „seriösen Absichten“ wagten es die afrikanischen Männer, sich deutschen Frauen zu nähern. Im Zuge dieser „Verbindungen“ sind Frauen „Mutti geworden“, ein Umstand, der nach meiner Interpretation für diese Meisterin eine Art Ehrenrettung ihrer Arbeiterinnen darstellt.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 28 f.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 29.

Danach kommen wir im Gespräch noch einmal auf den Umgang mit sexueller Belästigung zurück. Ich zeige mich überrascht und erfreut, daß dieses Thema im Betrieb so offen debattiert wurde, und sie sagt darauf: „Es hat eben nicht das Heimliche gegeben. Ich muß auch sagen, selbst wir hatten einen im Betrieb, der guckte prinzipiell allen Frauen unter die Röcke, wenn die an den Maschinen [...].“

*Interviewerin:* „Das war aber jetzt kein Ausländer?“

*Die Meisterin:* „Nein, das war ein richtiger Deutscher. So, und wenn es dann eben (eine Gelegenheit; A. S.) gab, dann grapschte der auch und na ja. [...] Das wurde bei den Frauen untereinander diskutiert. Ich meine, der war ja nun nicht in unserer Abteilung, aber da wußte jeder davon und da wurden die jungen Mädchen schon immer gewarnt. Da wurde gesagt, dem kannst du ruhig eine runterdonnern, wenn der dich anfaßt [sie lacht].“<sup>19</sup>

Es fällt auf, daß sie das Thema der sexuellen Belästigung im Zusammenhang mit ausländischen Männern einführt und erst im Nachgang sagen „muß“, daß auch ein „richtiger Deutscher“ die Frauen belästigte. Das hat sicher damit zu tun, daß mit den Schwarzafrikanern erstmals wieder männliche Maschinenarbeiter in die Spinnerinnenbrigaden integriert wurden.<sup>20</sup> Mit den Worten „Selbst wir hatten einen im Betrieb, der guckte prinzipiell allen Frauen unter die Röcke“ könnte sie auf den geringen Männeranteil in der deutschen Belegschaft anspielen, aber auch meinen, daß sexuelle Belästigung eher zu den schwarzafrikanischen Männern als zu ihren deutschen Kollegen paßt. Damit würde sie der Linie ihrer Partei folgen,<sup>21</sup> wie sie sich an einem Beispiel aus den Akten des MfS zeigen läßt: daraus geht hervor, daß eine versuchte Vergewaltigung durch einen deutschen APO-Sekretär, pikanterweise Sicherheitsinspektor im Betrieb, von der SED nicht sanktioniert wurde. Offensichtlich waren die Parteiinteressen, die man durch Vertuschung des Vorfalls zu sichern glaubte, schützenswerter als die Interessen der Frauen.<sup>22</sup>

Über das Verhältnis der Meisterin zu ihren afrikanischen Brigademitgliedern gibt auch eine andere Geschichte Auskunft, die sie kurze Zeit später beim Anschauen von Fotos erzählt. Der Vorfall ereignete sich, als sie vom Betrieb für ein Jahr auf die SED-Bezirksparteischule delegiert wurde und deshalb als Meisterin aussetzte:

„Eine kriegte ein Baby, also von einem Angolaner, nee von einem Mosambikaner, nee Angolaner, [...] ist ne Angolanerin. Und da mußte die zurück. [...] Ich war zu dem Zeitpunkt [...] auf Parteischule ein Jahr [...] da habe ich meine Leute alleine gelassen. Und natürlich [...] fingen dann sofort wieder Probleme an [...] Und die

19 Interview mit Waltraud und Vera Ritter, 24. 8. 1996, Transkript 2 a, S. 29.

20 Deutsche Männer fanden sich in diesem Frauenbetrieb in den 80er Jahren nur in wenigen Bereichen: in der Betriebsleitung, bei den Betriebshandwerkern und beim Transport.

21 Sie war SED-Mitglied. Ein Aufstieg zur/m Meister/in setzte in der Regel die SED-Mitgliedschaft voraus.

22 Schüle, „Die Spinne“, Kap. 3.4, „Umgang mit sexueller Gewalt“, S. 206–208.

wurde schwanger und machte dann nachher sofort Fehlschichten, weil sich keiner mit dem Problem auseinandersetzt, was wird jetzt, wird es noch ein Weilchen verheimlicht oder was. Jedenfalls der Meister tat da nicht so reagieren, wie sie das alle gehofft hatten [...]. Und meine Leute aber hatten dann gleich reagiert, [...] sind zu mir gekommen, wo ich auf Parteischule war und haben gesagt, Vera, die Rosia fehlt, kümmerge dich mal drum, wir wissen nicht, was mit der los ist, sie ist einfach weggeblieben. So, und da habe ich mich danach wieder drum gekümmert, organisiert ein Treffen über die Mosambikaner [...]. Da habe ich das erfahren, daß sie jemanden von der Botschaft kennengelernt hat und daß sie schwanger geworden ist und daß sie nun nicht weiß, was wird und was sie macht. Und sie ist jedenfalls ganz traurig und möchte wieder nach Hause. Und da habe ich gesagt, ist doch kein Problem. [...] Dann ist die nach Mosambik wieder zurück und Sie können ja mal hinten aufs Bild (schauen; A. S.), da hat sie extra mir Bilder geschickt und drauf geschrieben. Ja, das ist schon ein Zeichen für die Meisterin, daß sie eben mich dort auch immer anerkannt haben, egal in welcher Sache. Also für sie war ich eben das Vorbild. [...] Bei denen war es eben mehr auf Vorbildwirkung wie noch auf Freundschaft bloß. Die haben den Chef gesehen. Das ist halt aber der Mentalität (geschuldet; A. S.).<sup>23</sup>

Im Falle Rosias funktionierte offenbar das vom Staat vorgesehene Betreuungssystem<sup>24</sup> nicht. Dies zeigt, wie verloren die ausländischen Arbeiter/innen sein konnten. Trotz ihres Lehrganges sprang die beurlaubte Meisterin ein und kümmerte sich persönlich um die Schwangere. Die Initiative der Brigademitglieder zeigt, daß die Schwarzafrikanerin in die im Brigadealltag weit verbreitete persönliche Fürsorge für einzelne einbezogen wurde. Indem die Meisterin die Rückreise Rosias initiierte, tat sie nichts anderes, als den vom Staat vorgeschriebenen Weg zu gehen. Wie die Meisterin sagt, wollte die afrikanische Arbeiterin zurück. Für andere Frauen konnte die vorzeitige Rückkehr ins Heimatland, die ihnen im Fall einer Schwangerschaft aufgezwungen wurde, problematisch sein. Als Alternative kam nur die Abtreibung in Frage. Auf viele Vertragsarbeiterinnen übte, so Sandra Gruner-Domić, diese Regelung großen Druck aus, da eine vorzeitige Rückkehr oftmals als Schande angesehen wurde.<sup>25</sup> Im Einzelfall bedeutete dies auch, daß ausländische Arbeiterinnen trotz gesundheitlicher Risiken ihre Schwangerschaft so lange wie möglich geheimhielten.<sup>26</sup>

In den Zitaten der Produktionsstättenleiterin und der Meisterin wird ein hierarchisches Denken deutlich, das von einer Überlegenheit der Deutschen ausgeht. Rosias Haltung wird von ihrer Meisterin als Beleg dafür zitiert, daß die ausländischen Brigade-

23 Interview mit Waltraud und Vera Ritter, 24. 8. 1996, Transkript 2 b, S. 1 f.

24 Dazu gehörten: Gruppenleiter im Betrieb, Dolmetscher und Wohnheimbetreuer.

25 Sandra Gruner-Domić, Z. B.: VEB „Herrenbekleidung Fortschritt“, in: Cord Pagenstecher (Red.), .... da sind wir keine Ausländer mehr“. Eingewanderte ArbeiterInnen in Berlin 1961–1993, Berlin 1993, S. 129–136, 135 f.

26 Menning, Situation von Ausländern und Ausländerinnen, S. 76.

mitglieder gleichfalls diese Sicht gehabt hätten. Die Geschichte Rosias wird so präsentiert, daß sie die Unmündigkeit der ausländischen Arbeitskräfte und die Unersetzbarkeit der Meisterin zeigt. Auffällig ist, daß diese nicht mehr weiß, ob Rosia aus Mosambik oder Angola stammt. Ist dies geographischer Unkenntnis geschuldet oder ist es gar nicht wichtig, weil es mehr um die Qualitäten der Meisterin geht und weniger um die Person Rosias? Daß die Meisterin die Anerkennung ihrer eigenen Person in den Vordergrund stellt, läßt sich auch damit belegen, daß sie in ihrer verallgemeinernden Darstellung „Die haben den Chef gesehen“ das respektlose Verhalten des schwarzafrikanischen Mannes, der sie sexuell belästigte, ganz unberücksichtigt läßt.

Mit dem Topos „aus dem Busch gekommen“, den die Produktionsstättenleiterin und die Meisterin wortgleich für die afrikanischen Vertragsarbeiter verwenden, wird deren kulturelle Unterlegenheit auf den Punkt gebracht. Der Topos „Busch“ signalisiert offensichtlich, unabhängig von geographischen und politischen Gegebenheiten, die Vorstellung kultureller Dominanz gegenüber anderen.<sup>27</sup> Im Zusammenhang mit dem Topos „Busch“ komme ich auf das Problem mit dem Toilettenpapier zurück, da die Meisterin hier eine Verbindungslinie zieht. Der Grund für den Konflikt lag offensichtlich in einer kulturellen Differenz in der Hygienepaxis. Es ist selbstverständlich, daß Gäste in einem fremden Land die Kultur ihrer Gastgeber respektieren sollten. Das Vorgehen der Meisterin, daß eine deutsche Arbeiterin die ausländischen Frauen einwies, ermöglichte die Lösung des Konfliktes. So sinnvoll ihr damaliges Handeln war, so vermittelt ihre Verknüpfung „sind [...] aus dem Busch gekommen“ und „haben nicht gewußt, wo sie das Toilettenpapier hinschmeißen wollen“ im Interview doch den Eindruck, daß diese Afrikanerinnen in ihrem Heimatland wie Barbaren, ohne menschliche Zivilisation, gelebt hätten. Die Demütigung, die diese Behandlung für die afrikanischen Frauen bedeuten konnte, wird von der Meisterin nicht thematisiert.<sup>28</sup> Was im Verhältnis zwischen deutschen und ausländischen Arbeitskräften zählt, ist nicht die Erfahrungswelt und Persönlichkeit der Ausländerinnen, sondern der Grad ihrer Anpassung an die deutsche Kultur. Die Spinnerinnen nahmen nicht wahr, daß ihre ausländischen Kollegen über eine eigene Kultur verfügten und das Brigadeleben hätten bereichern können. Zumindest kommt es in der erfragten Erinnerung nicht vor.<sup>29</sup> Gelobt wird von beiden Vorgesetzten der mosambikanische

27 Das läßt sich auch an der „Buschzulage“ zeigen, die Anfang der 90er Jahre an westdeutsche Beamte für deren Einsatz in den östlichen Bundesländern gezahlt wurde.

28 Ebenfalls nicht thematisiert wird, daß die sanitären Einrichtungen oftmals in einem unhygienischen Zustand waren, wie in den Interviews berichtet wird.

29 Punktuell berichten die Brigadebücher über kulturelle Höhepunkte der anderen Nationalitäten, so über Feiern zum mosambikanischen Nationalfeiertag (Brigadetagebuch Olga Benario 1983 und 1985) und über das vietnamesische Neujahrsfest, das Tet-Fest (Brigadetagebuch Olga Benario 1988). Die Brigadebücher sind im Betriebsarchiv der Leipziger Baumwollspinnerei GmbH einsehbar.

Gruppenleiter<sup>30</sup> Fernando, von dem die Produktionsstättenleiterin liebevoll und besitzergreifend als „unser Fernando“ spricht. Aus der Sicht der Deutschen hat er die Annäherung an die deutsche Lebenswelt optimal geleistet: „Der hat dann eine Deutsche geheiratet, der ist jetzt noch da.“

Es ist davon auszugehen, daß die deutschen Frauen in der Baumwollspinnerei mit den Fragen und Problemen, die sich aus der Integration der ausländischen Arbeitskräfte ergaben, ziemlich alleingelassen wurden. Was sexuelle Belästigung betrifft, so hatten die Frauen mit der öffentlichen Warnung vor und Zurechtweisung von Tätern eine effektive Methode entwickelt, sich zu wehren. Das galt offensichtlich auch für die schwarzafrikanischen Männer. Doch generell zeigt sich in den Interviews kein Gespür für Herkunft, Handlungsmotive, Lebens- und Arbeitsbedingungen der ausländischen Kollegen. Wenn von kultureller Differenz die Rede ist, ist kulturelle Hierarchie gemeint. Nur einmal wird eine kulturelle Differenz nachvollziehbar problematisiert: in einer gemeinsamen Diskussion anlässlich der Eröffnung der Fotoausstellung „Die Spinnerei war mein Leben geworden“ am 3. Mai 1999<sup>31</sup> bemerkte eine Abteilungsleiterin, daß manche der afrikanischen Männer nicht bereit gewesen seien, Anweisungen von Frauen zu befolgen. Unter ihnen sei der Sohn eines Stammeshäuptlings gewesen, der seine gewohnte Lebensweise in der Baumwollspinnerei fortführte: Er ließ andere, im Status geringere afrikanische Kollegen für sich arbeiten. Sie mußten seine Maschinen bedienen. Von diesen Hintergründen hätte sie als Abteilungsleiterin zunächst gar nichts gewußt.

Die Vorurteile gegenüber den Schwarzafrikanern sind auf Leitungsebene eher hinter Verständnis und Hilfsbereitschaft verborgen. Unter den Arbeiterinnen werden sie dagegen offener geäußert. Während bei den Aussagen der Vorgesetzten über ausländische Arbeitskräfte die Disziplinprobleme und deren Lösung im Vordergrund stehen, äußern Arbeiter/innen dagegen auch Respekt vor der Leistung ihrer ausländischen Kollegen, so eine langjährige Spinnerin und Bestarbeiterin. Im Zusammenhang damit, daß sie zum Zeitpunkt des Interviews ein Zimmer ihrer Wohnung untervermietet, sagt sie: „Aber jetzt vermitteln sie von der Zimmervermittlung auch immer Ausländer und das mag ich nicht. Man weiß nicht, wen man kriegt.“

30 Zur Funktion der Gruppenleiter/innen schreibt Sandra Gruner-Domić: „Teilweise konnten willkürliche Entscheidungen der Betriebe durch GruppenleiterInnen der eigenen Nationalität verhindert werden. Diese Vertretung lief nicht ohne Probleme, denn die GruppenleiterInnen wurden bereits in den Verträgen privilegiert, hatten z. B. Anspruch auf ein Einzelzimmer. Zusätzlich konnten sie durch Vergünstigungen der Betriebsleitungen korrumpiert werden. Sie setzten daher nicht alle Einsprüche durch. Konfliktsituationen zwischen deutschen Betreuern, Heimleitern und den ausländischen Gruppenleitern, Dolmetschern sowie den Arbeiterinnen waren ständig vorhanden.“ Gruner-Domić, Z. B.: VEB „Herrenbekleidung Fortschritt“, S. 133.

31 Diese Wanderfotoausstellung über den VEB Leipziger Baumwollspinnerei wurde von einem Team von vier Frauen unter meiner Leitung erarbeitet und bisher in fünf ost- und westdeutschen Städten sowie in Berlin gezeigt.

*Interviewerin:* „Sie hatten ja ausländische, fällt mir jetzt nur gerade ein [...].“

*Spinnerin:* „Arbeiter. Mit denen sind wir sehr gut zurechte gekommen. S’warn fleißige, s’warn faule dabei, es gibt überall solche und solche. Aber wir sind in unserer Schicht, in meiner Brigade, sehr gut zurechte gekommen mit ihnen. Klar, es gab auch welche, Kollegen von uns, die da eben ein bißchen so Einwände hatten, aber der große Teil [sie betont das „groß“], sind alle mit ihnen gut ausgekommen, na ja, kann man nichts sagen.“<sup>32</sup>

Es fällt auf, daß diese Spinnerin heute Vorbehalte gegen ausländische Untermieter hat, für die DDR-Zeit jedoch von ihrem guten Verhältnis zu ihren ausländischen Kolleginnen spricht. Sicher kann dabei eine Rolle spielen, daß sie die Zeit vor der Wende positiv von den heutigen Verhältnissen abheben will: damals war der Kontakt mit Ausländern problemlos und ungefährlich, heute muß man sich vorsehen. Zudem kann das Zusammenleben in einer Wohnung nicht mit dem gemeinsamen Arbeiten in einer Fabrikhalle verglichen werden. Deutlich wird, daß der Kern der guten Beziehung dieser Spinnerin zu ihren damaligen ausländischen Kolleginnen ihr Respekt vor deren Arbeitsleistung ist. Als Arbeiterin weiß sie die Leistung von „fleißigen“ ausländischen Brigademitgliedern zu würdigen. Sie kennt die harten Bedingungen und hat auch bei deutschen Kolleginnen geringe Arbeitsmotivation erlebt. Vermutlich war in ihrem Arbeitsalltag die Unterscheidung zwischen „fleißig“ und „faul“ wichtiger als zwischen deutsch und ausländisch. Hochachtung vor der Arbeitsleistung der ausländischen Kollegen kommt auch bei einem Betriebshandwerker zum Ausdruck, ganz im Gegensatz zu seiner Frau, einer Spinnerin:

*Interviewerin:* „Es gab ja relativ viele Ausländer.“

*Ehefrau:* „Ach, viele. Das war, das war ja ne richtige Sucht. Das war ja, nur Ausländer, pfh.“

*Ehemann:* „Aber man konnte mit se arbeiten natürlich.“

*Ehefrau:* „Nu ja.“

*Ehemann:* „Es gab ja einzelne drunter, die waren wirklich [...].“

*Ehefrau:* „Die Besten waren ja die, die Mosambikaner, wo die ankamen.“

*Ehemann:* „Das waren die Besten, waren die besten Arbeiter.“

Die Frau lacht.

*Interviewerin:* „Warum?“

*Ehefrau:* „Die ham se da sozusagen aus dem Busch geholt, ne. Also die hatten ja nichts, gar nichts. Die wurden ja hier erst mal eingekleidet. Einheitliche Kleidung hatten die angehabt, wo die ankamen [...].“

*Ehemann:* „Stand ihnen gut [er lacht].“

*Ehefrau:* „Wo die hier den Betrieb besichtigt ham sozusagen. Da sind die ebend, alle Studentenkutten an, grüne, mit Fell, die ham ja gefroren, es war ja kalt, wo die kamen. Bei denen ist ja warm. Hohe Schuhe hier, Knöchelschuhe, mit so ’ner fetten

32 Interview mit Sylvia Rothe, 19. 8. 1996, Transkript I a, S. 27.

Sohle hier. Alle Mann, ob Frau oder Mann, spielte keine Rolle, die ham alle das gleiche angehabt. Die sahen ulkig aus.“

*Interviewerin:* „Und was haben Sie sich so dabei gedacht?“

*Ehefrau:* „Ach was, das wird nie was. Ich hab immer gedacht, das wird nie was. Ich sage [...].“

*Ehemann:* „Aber gute Arbeiter waren das.“

*Ehefrau:* „[...] und die Vietnamesen, die waren an für sich auch gut.“

*Ehemann:* „Von denen ham ja auch viel dann reingebracht, Ware und so, selber gemacht und verkauft an die Leute.“<sup>33</sup>

Beide erklären, daß diese selbstgenähte Jeanskleidung, die man ansonsten nicht kaufen konnte, sehr begehrt war im Betrieb.

Die Eheleute zeigen eine gegensätzliche Einstellung. Sie reden über grundverschiedene Dinge teilweise mit denselben Worten. Sie leitet den Dialog mit der Äußerung „das war ja ne richtige Sucht, [...] nur Ausländer, pffh“ ein. Sie benützt das Wort „Sucht“ in der Weise, wie derzeit von Ausländerschwemme geredet wird. In diesem Begriff steckt die Fremdbestimmung und Überwältigung, die sie dabei wohl empfindet. Ihr Ehemann verteidigt dagegen die Ausländer sofort mit den Worten: „Aber man konnte mit se arbeiten natürlich.“ Für die Vorgesetzten war eine gute Arbeit der Ausländer nicht „natürlich“, wie deren Darstellung zeigt. Der Respekt des Betriebs- handwerkers vor der Arbeitsleistung der ausländischen Arbeitskräfte erinnert an die Hochachtung, die er an anderer Stelle im Interview vor der Arbeitsleistung der deutschen Spinnerinnen zeigt. Die Frau kann das Lob ihres Mannes so nicht stehen lassen. Sie relativiert („Nu ja“), fällt ihm ins Wort und fährt damit fort, amüsiert über das Erscheinungsbild der Mosambikaner bei deren Ankunft zu erzählen. Er läßt sich allerdings nicht beirren und nimmt wörtlich, was von ihr ironisch gemeint ist: „Die Besten waren ja die, die Mosambikaner.“ Sie wiederholt den Topos vom „Busch“. In ihrem Zusammenhang wird er nun vollends absurd. Zunächst könnte man bei ihrer Darstellung denken, die Mosambikaner/innen seien nackt im Betrieb angekommen („Also die hatten ja nichts, gar nichts. Die wurden ja hier erst mal eingekleidet.“). Ihre Uniformen, die für den kalten deutschen Winter gar nicht so unpraktisch scheinen („Kutten mit Fell und Knöchelschuhe mit so`ner fetten Sohle“), sind für sie keine Kleider. Ganz ungeschützt tritt hier diskriminierendes Gedankengut zutage: hier die Zivilisation, dort die Wildnis, der „Busch“ eben. Einig sind sich die Eheleute erst bei den Vietnamesen, deren Anwesenheit im Betrieb handfeste Vorteile für die Deutschen brachte.

Sie am Ende des Dialogs: „[...] das gab`s ja hier nicht, sowas, grade die, wie so Jeansröcke und Jeansjacken für Frauen und sowas, das gab`s ja gar nicht. Du warst ja stolz, wenn de so ne Jacke hattest oder so`n Rock anhattest, ne.“ Und er, wieder die gute Arbeitsleistung im Blick, ergänzt: „Und perfekt gemacht.“<sup>34</sup>

33 Interview mit Lisa Lange und ihrem Ehemann, 3. 9. 1996, Transkript 1 b, S. 23 f.

34 Ebenda, S. 24.

Es konnte aufgezeigt werden, daß sowohl bei Leitungsverantwortlichen als auch bei Arbeiterinnen ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber den ausländischen Kollegen existierte, wobei eine innere Hierarchie deutlich wurde. Am problematischsten werden die Mosambikaner/innen erinnert, mit denen die ersten Fremdheitserfahrungen gemacht wurden, am positivsten die Vietnames/innen, die zuletzt kamen. Diese wurden als Menschen wahrgenommen, die der eigenen Kultur weniger fremd sind, ja diese sogar bereichern. Ihre Jeansklamotten machten die deutschen Arbeiterinnen „stolz“, kamen sie doch damit dem Westen näher, dem sie sich wiederum unterlegen fühlten. Die eigensinnige Nutzung der Arbeitskraft der vietnamesischen Kollegen als Produzenten der begehrten Westkleidung paßte den Funktionären wiederum ganz und gar nicht. In einer „Konzeption für eine Beratung mit dem Mdi der SRV<sup>35</sup> im August 1987 zum Abschluß einer Vereinbarung zwischen dem Mdi der SRV und dem MfS<sup>36</sup> zur politisch-operativen Sicherung der in der Volkswirtschaft der DDR eingesetzten vietnamesischen Werktätigen“, die die Hauptabteilung XVIII des MfS im Juli 1987 vorlegte, heißt es: „Die schon seit dem Einsatzbeginn von vietn. Werktätigen in der DDR bekannte Herstellung von Jeans ist weiterhin festzustellen. Dadurch werden schnell recht hohe Nebenverdienste erzielt, die sich negativ auf die Arbeitsmoral auswirken. Die Auswirkungen sind: – ungenügende oder fehlende Arbeitseinstellung, – Fehlschichten, – Häufung von Krankschreibung, – mangelnde Bereitschaft zur Qualifizierung, – Zurückhaltung in gesellschaftlicher Arbeit, – Identifizierung mit westlichen Anschauungen.“<sup>37</sup>

Auf unterschiedliche Weise nutzten deutsche Belegschaftsmitglieder die Anwesenheit ausländischer Kollegen für eine Aufwertung ihrer eigenen Person. Die Bedeutung dieser Aufwertung läßt sich ermessen, wenn man die Demütigung durch das geringe Ansehen des als „Spinne“ verrufenen Betriebs mit bedenkt. Sie seien „gottabfälliges Volk“, „Abschaum“, ihr Betrieb sei ein „verrufenes Nest“ und sie gingen „gleich hier an der nächsten Ecke mit jedem ins Bett“, so eine Auswahl von Zitaten, mit denen Spinnerinnen die öffentliche Meinung über ihren Beruf in den Interviews wiedergaben.<sup>38</sup> „Stolz“ sein zu können, „wenn de so ne Jacke anhattest oder so’n

35 Ministerium des Inneren der Sozialistischen Republik Vietnam.

36 Ministerium für Staatssicherheit (der DDR).

37 Zitiert nach: Michael Feige, Vietnamesische Studenten und Arbeiter in der DDR und ihre Beobachtung durch das MfS, hrsg. v. Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Sachsen-Anhalt, Magdeburg 1999, S. 85 f. Der Nebenverdienst wurde, so die Konzeption weiter, verwendet, „um Mopeds und Motorräder zu kaufen, Devisen, vor allem US-Dollar einzutauschen und Heimelektronik zu erwerben. Es wird versucht, diese Geldmittel und Gegenstände bei der Endausreise in die SRV mit auszuführen“ (ebenda, S. 86). In der Debatte über Fremdenfeindlichkeit in der DDR ist immer wieder davon die Rede, daß die Vietnamesen von der deutschen Bevölkerung als Konkurrenten um Konsumgüter wie Fahrräder, Nähmaschinen und Motorräder wahrgenommen wurden; vgl. z. B. Menning, Situation von Ausländern und Ausländerinnen, 1991, S. 75.

38 Vgl. Schüle, „Die Spinne“, Kapitel 2.4 und 3.1.

Rock“, konnte deshalb auch die Funktion haben, die Verletzung durch den schlechten Ruf zu mindern. Anders funktionierte die Aufwertung durch die Schwarzafrikaner. In ihnen hatten die deutschen Frauen nun endlich jemanden gefunden, auf den auch sie herabblicken konnten. Sie selbst waren nun nicht mehr „die Letzten“, wie Petra Clemens ihre Studie über Textilarbeiterinnen in der Niederlausitz betitelt hat.<sup>39</sup> Weibliche Betriebsangehörige konnten ihre eigene Diskriminierungserfahrung kompensieren und – als Meisterin – endlich zum anerkannten Chef<sup>40</sup> mit der Möglichkeit werden, Disziplinverletzungen und Verstöße gegen die Betriebsordnung zu sanktionieren.<sup>41</sup> In der Macht der deutschen Brigademitglieder stand es, die Ausländer in ihr Brigadeleben zu integrieren oder nicht. „Wir haben ja die Ausländer auch mitgenommen“, sagt die langjährige Spinnerin und Bestarbeiterin über die Ausflüge ihrer Brigade.<sup>42</sup> Sie und der Betriebshandwerker stehen für eine mehr kollegiale Haltung gegenüber den Vertragsarbeitnehmern. Die Begegnung auf gleicher Augenhöhe, wie sie bei beiden zu spüren ist, basiert auf dem Respekt vor der Arbeitsleistung. Das mag auch damit zusammenhängen, daß beide eine relativ starke Position im Betrieb hatten, die Frau durch ihre herausragenden Leistungen und der Mann durch seinen Beruf.<sup>43</sup>

Die Aufwertung der Deutschen durch die ausländischen Vertragsarbeitskräfte war allerdings brüchig, wie das Beispiel der mit dem Betriebshandwerker verheirateten Spinnerin zeigt. Die Vertragsarbeitskräfte waren für sie das Symptom einer Gefahr („Ich hab immer gedacht, das wird nie was“). Wenn der Betrieb auf sie angewiesen war, dann konnte das nur den Niedergang bedeuten. Die Politik der Selbstzerstörung,<sup>44</sup> die die Staats- und Parteiführung der DDR zunehmend betrieben, verdichtete

- 39 Petra Clemens, *Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen Niederlausitzer Textilarbeiterinnen*, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), *Historische DDR-Forschung. Aufsätze und Studien*, Berlin 1993, S. 245–261.
- 40 Generell hatten die Meister/innen in der DDR eine vergleichsweise geringe Autorität. Das galt erst recht, wenn die Meisterin wie im zitierten Fall erheblich jünger war als viele ihrer Arbeiterinnen.
- 41 Die Sanktion, Vertragsarbeitskräfte in ihr Heimatland zurückzuschicken, hatte im Einzelfall katastrophale Folgen. In der Literatur ist mehrfach von Selbstmorden die Rede. Eine Kubanerin verbrannte sich 1987 selbst, weil sie wegen eines vom Gericht schon amnestierten Diebstahls zurückgeschickt werden sollte. Vgl. Gruner-Domić, Z. B.: VEB „Herrenbekleidung Fortschritt“, S. 136. 1984 brachte sich ein junger Vietnameser um, nachdem er wegen Teilnahme am Glücksspiel nach Hause geschickt werden sollte. Das Glücksspiel hat eine lange Tradition in Vietnam. Vgl. Feige, *Vietnamesische Studenten und Arbeiter*, S. 50.
- 42 Interview mit Sylvia Rothe, 19. 8. 1996, Transkript 1 a, S. 28.
- 43 In meiner Untersuchung zeige ich, daß die Betriebshandwerker im Vergleich zu den Spinnerinnen über größere Widerständigkeit gegenüber politischen Vorgaben und gegenüber (in der Produktion zumeist weiblichen) Vorgesetzten verfügten und daß sich die Abwertung der beruflichen Tätigkeit nur gegen Frauen richtete. Vgl. Schüle, *Die Spinne*, S. 8.
- 44 Den Begriff der Selbstzerstörung habe ich entlehnt bei Hartmut Zwahr, *Ende einer Selbstzerstörung. Leipzig und die Revolution in der DDR*, Göttingen 1993.

sich in der Alltagswelt dieser Spinnerin in der Negativerfahrung von zunehmender Überalterung der Maschinen, abnehmender Qualität der Rohbaumwolle und wachsender Fluktuation in der Belegschaft. Diese Spinnerin war eine der wenigen jüngeren Frauen, die sich trotz des schlechten Rufs und der harten Arbeitsbedingungen auf den Betrieb als Lebensperspektive eingelassen hatten. Doch in den 80er Jahren verlor der Betrieb die Qualität, Erwerbsarbeit mit lebenslanger sozialer Bildung und beruflicher Identität bieten zu können, wie er es für die älteren Arbeiterinnen aus der Kriegskindergeneration vermocht hatte.

Der hohe Anteil ausländischer Arbeitskräfte steht dafür, daß sein Charakter als Ort verschmähter und kurzzeitiger Lohnarbeit mehr in den Vordergrund rückte. In diesen Erfahrungszusammenhang schrieb sich die Begegnung der deutschen Belegschaft mit den Ausländern ein und konnte damit eine vorhandene Fremdenfeindlichkeit bestärken. Am deutlichsten zeigt die mit dem Betriebshandwerker verheiratete Arbeiterin fremdenfeindliche Vorurteile. Unter meinen Interviewpartnern ist sie jene mit dem geringsten Status im Betrieb.

Die Eingangsfrage nach Distanz oder Integration von deutschen Brigademitgliedern kann nur sehr vorläufig beantwortet werden. Es scheint, daß es jenseits von Liebesbeziehungen – nach den Interviews nur zwischen afrikanischen Männern und deutschen Frauen – nicht zu intensiven persönlichen Kontakten gekommen ist. Die Anwesenheit der ausländischen Kollegen wurde hingenommen, innerlich akzeptiert oder abgelehnt und für die eigenen Interessen genutzt.

Aus der Sicht der Gesamtuntersuchung über die Arbeitserfahrungen der Leipziger Baumwollspinnerei kann hier geurteilt werden, daß das Verhalten der Deutschen gegenüber Deutschen ähnliche Muster wie der Umgang der Deutschen mit den ausländischen Kollegen aufwies. Die Produktionsstättenleiterin war in beiden Fällen auf die Einhaltung der Betriebsordnung bedacht – hatte jedoch bei Deutschen kaum Sanktionsmöglichkeiten –, die Meisterin zeigte durchgängig einen fürsorglichen Leitungsstil, die Bestarbeiterin und der Betriebshandwerker schließlich zollten guter Arbeitsleistung unabhängig von der Hautfarbe ihre Anerkennung. Die Rechtlosigkeit der ausländischen Arbeitskräfte wird dabei nicht reflektiert, sondern – bei den Leitungskadern – zum selbstverständlichen Teil der eigenen Herrschaftspraxis und des eigenen Wertesystems.

Deutlich wurde in der Auswertung der Interviews mit Deutschen, wie groß für sie die Rolle der Ausländer als Projektionsfläche war. Als Subjekte mit eigener Geschichte, spezifischen Wünschen, Hoffnungen und Problemen werden sie nicht wahrgenommen. Hier scheint die Chance zu einer Überwindung der in der DDR eng gesteckten kulturellen und geographischen Grenzen durch die Anwesenheit der „Fremden“ nicht genutzt worden zu sein. Wie erwartet, bleibt eine Vielzahl von Fragen offen. So mußte der Wahrnehmung der Deutschen vor allem die Erfahrung der Ausländer hinzuge-

fügt werden.<sup>45</sup> Die Struktur und Hierarchie in der Gruppe der Vertragsarbeitskräfte wäre genauer zu untersuchen. So waren die Gruppenleiterinnen vermutlich in der Regel politisch geschulte Kader, die durchaus eigene Interessen verfolgten und durchsetzten. Vielleicht hat der mosambikanische Gruppenleiter Fernando geschickter als andere seine Chancen in der DDR-Gesellschaft zu nutzen vermocht und wird deshalb so positiv erinnert. Sein Fall ist ein Hinweis darauf, daß binationale Beziehungen und die Reaktion des sozialen Umfelds darauf ein besonders ergiebiges Forschungsfeld darstellen.<sup>46</sup>

- 45 Ein Beispiel für deren eigensinniges Verhalten erwähnt Michael Feige, der MfS- und Parteiakten sowie Unterlagen des Rats des Bezirkes Halle durchgesehen hat. Viele Vietnamesen hätten sich jahrelang illegal in der DDR aufgehalten. Sie hätten mit in den Wohnheimen gewohnt. „Das war jedoch ein klarer Verstoß gegen die Wohnheimordnung. Jeder Besucher mußte sich beim Wachpersonal anmelden. Die Besuchszeit begann 17 Uhr und endete 22 Uhr. Da jedoch das deutsche Wachpersonal die Vietnamesen nur schwer auseinanderhalten konnte („Alle ‚Vitschis‘ sehen doch gleich aus ...“), war gerade dieser Punkt der Wohnheimordnung nicht durchsetzbar.“ Feige, *Vietnamesische Studenten und Arbeiter*, S. 44.
- 46 Die Situation der in diesen binationalen Beziehungen entstandenen afro-deutschen Kinder in der DDR ist ein weiteres Forschungsdesiderat. Ihre positive Identifikation mit der afrikanischen Herkunft wurde nicht nur durch die Abwesenheit des Vaters, sondern auch durch die oftmals negative Konnotation ihrer schwarzen Hautfarbe erschwert.